

Brigitte | 18/2006

Eine von 150 Millionen

Chen Yan ist Wanderarbeiterin in China und hat dafür ihre Familie verlassen. Niemand hat sie gezwungen. Und niemand konnte sie aufhalten. Es war ihr Traum. Ihr Heimweh fühlt sich ein bisschen an wie Hunger

Text: Janis Vougioukas

Manchmal denkt Chen Yan, 18, an Orangen. Nicht oft, längst nicht mehr so häufig wie am Anfang, sagt sie. Sie hat Arbeit. Ein Bett. Fernsehen. Mittags Reis und Gemüse. Manchmal schlendert sie mit ihren Freundinnen zum Kleidermarkt die Hauptstraße runter. Straßenhändler verkaufen Zuckerwatte, weiß oder rosa, für einen Yuan, umgerechnet zehn Cent. Einen Yuan hat man immer. An den Wochenenden ruft Chen Yan ihre Mutter an, sie lebt weit entfernt, in dem Dorf, in dem sie aufgewachsen ist und wo auf den Feldern Bananen und Orangen wachsen. Orangen sind für Chen Yan Heimat.

Die fensterlose Halle misst 150 mal 90 Meter und hat zwei Stockwerke. An den Eingängen stehen Wachposten. Drinnen hängen Ventilatoren und Neonröhren von der niedrigen Decke; weißes Licht fällt auf graue Wände. Unter den Lampen laufen mehrere schmale Fließbänder durch die Halle, zu beiden Seiten eingefasst von Metalltischen, doch jetzt, zur Mittagszeit, steht die Maschine still, und die Halle liegt da in einer unwirklichen Ruhe.

Um 13.25 Uhr kommen Mädchen in grünen Kitteln zurück. Motoren heulen auf, Stühle rücken, Stahl schlägt auf Stahl, Signalsirenen, jemand ruft ein Kommando. Die Pause ist vorbei, ein Orchester aus Fabrikarbeiterinnen atmet ein, bevor das Fließband im Taktschlag der Massenproduktion anläuft. Dann rücken die Arbeiterinnen ihre blauen Plastikstühle an die Werkbänke, beugen Oberkörper über Arbeitsplatten, greifen zum Band, kleben, löten, drehen, automatische Handgriffe, fein zergliedert und von Experten optimiert, eine Maschine aus Stahl und hundert Händen. Über 30 000 Menschen arbeiten in der Fabrik der Ngai Lik Industrial Holdings Limited in Dongguan auf dem südchinesischen Festland.

Die Stadt hat acht Millionen Einwohner, ein Ort mit geraden Straßen vor rechteckigen Fabriken; grau gefliesten Fassaden, umzäunt, ummauert, eine Stadt, gebaut wie mit einem großen Lineal.

Staub wirbelt durch die Luft und vermischt sich mit den Dieselabgasen der Lastwagen, die unablässig Container bringen und holen, rote, blaue, gelbe, grüne, mit ausländischer Aufschrift.

Dongguan atmet Container. "Wir sind die Fabrikhalle der Welt", sagt Chen Yan.

Viele sagen das hier. In Dongguan ist man stolz darauf, dass die Stadt die ganze Welt mit Billigprodukten beliefert. Früher war hier grünes, flaches Bauernland. Auf den Feldern arbeiteten Frauen mit Strohhüten. Die Männer fuhren morgens im Perflussdelta hinaus und brachten Fische zurück. Dann, Anfang der achtziger Jahre, begann China seine Wirtschaft zu öffnen. Investoren aus Hongkong und Taiwan kamen, sie brauchten Platz und billige Arbeitskräfte, Dongguan hatte beides.

Aus Dongguan kommen Computer, Kleidungsstücke, Fernseher und Turnschuhe. Kaum eine andere chinesische Stadt produziert so viele Exportgüter, kaum eine andere Industrieregion der Welt wächst so ungezügelt. Dongguans Boom hat viele Unternehmer zu Millionären gemacht. Im Stadtzentrum drängen sich verspiegelte Hochhausfassaden. Plakatwände werben für Golfplätze und Villensiedlungen.

Im Straßenverkehr stauen sich Limousinen. Schnell reichten den Unternehmern die Arbeitskräfte aus dem Umland nicht mehr. Und die Regierung rief die, die nichts hatten außer ihren Händen. Sie kamen in Liegebussen aus dem Hinterland, Bauernkinder, fast ausschließlich Frauen, "die können sich länger konzentrieren, und ihre kleinen Finger eignen sich besser für feine Arbeiten", sagen die Fabrikbesitzer.

150 Millionen Wanderarbeiter gibt es in China. Sechs Millionen in Dongguan, vielleicht, die genaue Zahl kennt niemand. Weil sie in China fast nichts verdienen, kann man in Deutschland DVD-Player schon ab 49 Euro kaufen.

Dongguan ist das andere Ende der Globalisierung, und dort sitzt Chen Yan auf einem blauen Plastikstuhl.

Heimweh ist ein dumpfes Drücken. Kein Schmerz, eher eine Art Hunger. "Ich fühle es hier", sagt Chen Yan und streicht mit den Fingerspitzen über ihren Bauch. Manchmal spürt sie den Druck, und manchmal vermischt er sich mit einem Gefühl der Schuld. Chen Yan ging, obwohl ihre Eltern ein eigenes Feld haben, sie nie hungrig war. Niemand zwang sie, und niemand konnte sie aufhalten. Chen Yan, zierlich und mit feinen Gesichtszügen, sitzt links des Fließbandes, das alle zehn Sekunden eine Platine zu ihrem Platz trägt.

Sie nimmt das Bauteil in die rechte Hand, verbindet zwei Stecker mit einer Zange, verlötet einen Kontakt auf der Rückseite und wischt das noch heiße Blei mit dem Zeigefinger ab, gerade rechtzeitig, bis die nächste Platine bei ihr ankommt. Das macht sie

viele hundert Mal pro Tag, fünf Handgriffe an einer Platine, die am Ende des Fließbandes zu einem kleinen silbergrauen CD-Player geworden ist und verpackt und auf Paletten verzurrt in den Bäumen der Containerlastwagen verschwindet, die an der Laderampe warten.

Am Abend geht Chen Yan zurück ins Wohnheim hinter der Fabrikhalle. Uringeruch weht über lange Flure. Auf dem Betonboden im Treppenhaus liegen Bettdecken und Plastikflaschen. Die Wohnsilos sind dennoch voller Zuversicht, ihre Bewohner verstehen sie als Zwischenstation auf dem Weg in eine bessere Zukunft.

Chen Yans Zimmer liegt im fünften Stock im hinteren Teil des Flurs. Fünf Doppelstockbetten, Stahlgestelle mit Holzpritschen, stehen hier, zu jedem Bett gehört eine Thermoskanne und ein Stahlspind. An der Wand steht ein Fernseher, daneben ein kleiner Tisch, den die Mädchen aus Brettern und Paketband gebastelt haben. Chen Yan hat ein Bettlaken vor ihre Pritsche gehängt, eine kleine private Welt, zwei Poster hängen an der Wand. Auf ihrem Bett liegen Jacken, Pullover und Kekspackungen. Einmal im Jahr, zum Frühlingsfest, fährt sie zu ihrer Familie aufs Dorf. Sie hat Geschenke gekauft. Alle sollen sehen, wie gut es ihr geht.

Nach der Arbeit liegen die Mädchen auf ihren Betten und sehen fern. Selten geht Chen Yan zu den Freizeitbeschäftigungen, die die Gewerkschaft organisiert, Wettbewerbe im Tauziehen oder Tanzabende. Chen Yan ist das zu laut. Doch heute, einen Tag vor den Ferien, wirbelt sie durch den Schlafsaal und sucht ihre Kleidung zusammen.

Die Mädchen vergleichen die Geschenke, die sie mit heimnehmen, erzählen sich von ihren Dörfern, teilen die Vorfreude. Die Rückkehr aufs Land ist die Erlösung von Strapazen und Heimweh. Es ist auch eine Bestandsaufnahme. Die Heimkehrerinnen müssen sich fragen, was ein Jahr der Entbehrungen ihnen gebracht hat.

Es ist noch dunkel, als Chen Yan am nächsten Morgen am Busbahnhof ankommt. Menschen drängen sich an die Gitterstäbe der Fahrkartenschalter. Die Männer tragen neue Anzüge, ziehen Koffer, schieben Kisten mit Farbfernsehern und elektrischen Reiskochern vor sich her. Viele Frauen haben ihre Haare frisch gefärbt und tragen Teddybären unterm Arm, ihre Gesichter zeigen Freude und Aufregung.

Die grünen Überlandbusse stehen vor dem Wellblechdach, dicht an dicht, beladen mit Menschen und Geschenken. Als der Bus sich schaukelnd in Bewegung setzt, legt Chen Yan sich auf ihre Koje, es läuft Musik, milder Kanto-Pop, sie dreht den Kopf zur Seite und schaut nach draußen, wo vor dem Fenster rückwärts die Bilder

ablaufen, die sie im Oktober bei ihrer Ankunft gesehen hatte. Hochhäuser, Fabriken. Dann werden aus Betonflächen Wälder und Reisfelder.

Nach neun Stunden hält der Liegebus an einer Landstraße. Chen Yan steigt in einen Kleinbus um, er bringt sie tiefer in die grüne Landschaft, vorbei an Orangenfeldern und Bananenplantagen. Das Dorf Shicheng beginnt mit einer Kreuzung, zwei Geschäfte, ab und an donnert ein Lastwagen vorbei, feiner Sand wirbelt auf, und die Menschen am Straßenrand kneifen die Augen zusammen. Eine schmale Straße führt durch die Felder, kurz vor dem See geht ein Feldweg ab, eine Kurve, dahinter ein Backsteinhaus, Rauch steigt aus dem Schornstein und verfängt sich in dem Bambuswäldchen.

Die Mutter fegt gerade den Hof, als Chen Yan ankommt, sie blickt auf und sagt "Hallo", ihre Arbeit unterbricht sie nicht. Ist sie noch böse? Chen Yan stellt ihre Taschen ab, blickt auf die Felder und die flachen Häuser und vergleicht das Bild mit ihren Erinnerungen. Der Hof, rote Ziegelwände, im Wohnhaus zwei Fenster, für die der Vater schon so lange Scheiben kaufen will, zwei Eingänge ohne Türen, Fensterscheiben sind wichtiger. Im Verschlag neben der Küche die Schweine. Überall draußen und drinnen rennen Hühner.

Chen Yan stellt ihre Taschen in ihr altes Zimmer, in dem die Kartoffelernte auf dem Boden liegt. Sie wechselt ihre Schuhe und geht auf die Felder, um Gemüse fürs Abendessen zu pflücken und es im Dorfteich zu waschen. Es hat nur ein paar Minuten gedauert, bis Chen Yan wieder zu einem Bauernmädchen geworden ist.

Im Hof wartet ihr Großvater, 82 Jahre, der schon fast sein ganzes Leben die blaue Uniform der Bauernrevolutionäre trägt, im Gesicht eine schiefe Brille. Wo einmal Schneidezähne waren, leuchtet jetzt ein goldfarbenes Stück Metall. "Viele Jugendliche haben in den letzten Jahren das Dorf verlassen, um draußen zu arbeiten", sagt er.

Er sagt "draußen", als beginne hinter den Hügeln eine andere Welt. Fast die Hälfte der Jüngeren kommt nur noch einmal im Jahr in den Ferien nach Hause, wo die Alten mit den Kindern warten. Am Abend sitzt die Familie um den Esstisch unter der Glühbirne im Wohnzimmer. Chen Yan möchte erzählen, von Geschäften mit bunter Leuchtreklame und lauter Musik, von Parks mit Springbrunnen, von den Mädchen in ihrem Zimmer und der Zuckerwatte in Weiß und Rosa.

Doch niemand fragt. Wortlos sitzt die Familie am Tisch, die letzten Strahlen der Abendsonne fallen durch die Türöffnung, manchmal kommt ein Huhn herein. An der Wand steht der Fernseher, es läuft eine Serie aus Peking. Im Fernsehen hat Chen Yan vom Leben in der Stadt erfahren. Sie ging zur Schule, trug

danach die Wassereimer über die Felder, barfuß wie alle Kinder, lebte zwischen Hof und Feld, die Tage waren lang, aber die Abende gehörten der Stadt, die das Fernsehen ihr zeigte.

Die Mädchen dort hatten fast weiße Haut und zarte Hände mit bunten Fingernägeln. Sie trugen Röcke, Schuhe mit hohen Absätzen. Schlamm und Schweine gab es nicht. Da wuchs ihr Wunsch zu gehen. "Ich wollte nicht mein ganzes Leben auf dem Feld arbeiten", sagt Chen Yan. Die Brüder waren vor ihr fortgegangen und hatten die Eltern zurückgelassen. "Warum auch du?", fragte die Mutter. Sie sagte:

"Du gehst nicht in die Stadt." Mit 16 Jahren ging Chen Yan in die Nachbarstadt Yuanling. Sie wusch Teller in einem Straßenrestaurant, sieben Tage pro Woche. Der Chef gab ihr am Monatsende 300 Yuan, 30 Euro, dreimal insgesamt, dann kündigte sie, wurde Kellnerin in einem Hotel. Die Arbeit war nicht besser, aber sie verdiente jetzt 400 Yuan und trug eine grüne Uniform, ein halbes Jahr, dann kündigte sie wieder. In Foshan, schon weiter im Osten, fand sie einen Job in einem Schönheitssalon, wo sie am Tag Fußnägel lackierte und nachts auf den Massagepitschen schlief, drei Monate, dann sagte die Mutter: "Das ist keine anständige Arbeit für ein Mädchen." Dann stieg sie in den Fernbus nach Dongguan, es war der 16.

Oktober 2005. Jemand aus dem Dorf hatte ihr eine Telefonnummer gegeben, ein Bekannter eines Bekannten, um drei Uhr morgens stieg sie aus dem Bus, sie wählte und wartete vor einem Supermarkt. Der Fremde brachte sie in seine Wohnung. Auf dem Boden lag eine Decke: "Schlaf jetzt, morgen suchen wir Arbeit." Ihre Erschöpfung besiegte die Aufregung.

Am nächsten Morgen betrat Chen Yan die neue Welt durch das Haupttor. Jemand führte sie ins Personalbüro, sie musste ihren Namen auf ein Formular schreiben und einen Einführungskurs besuchen, der bis mittags dauerte. Um 13.30 Uhr saß sie auf einem blauen Plastikstuhl neben dem Fließband. Sie lernte den Rhythmus des Fließbandes und wie man die Stecker mit der Zange verbindet, die Zeit verflog. Als sie zum ersten Mal im Wohnheim einschlieft, hatte sie das Gefühl, etwas erreicht zu haben.

Der zweite Tag war nicht mehr kurz. Sie nahm Platinen vom Band, steckte, lötete, nahm eine neue Platine. Dann Essen. Stecken, Löten, schließlich Schlafen. So war auch der dritte Tag und der vierte, und bald lernten ihre Hände, die Arbeit allein zu bewältigen, und ihre Gedanken reisten zurück zu den Feldern, wo hinter dem kleinen Bambuswald das Haus der Familie steht. Als sie am Monatsende ihr erstes Gehalt bekam, ging sie zum Kleidermarkt und kaufte eine rosa Jacke mit Streifen, wie bei Adidas. An den Wochenenden rief sie ihre Mutter an. "Es geht mir

gut", sagte sie.

"Was isst du?", fragte die Mutter. "Mach dir keine Sorgen, Mama." Sie schlief und arbeitete, schlief, klemmte und lötete. Der Morgen folgte der Nacht, sie kaufte Schuhe mit hohen Absätzen, sie steckte mit der Zange und lötete, nach dem Herbst kam der Winter, der feucht in den Schlafsaal drang. 600 Yuan, 60 Euro, bleiben jeden Monat nach Abzug der Kosten für das Wohnheim und das Kantinenessen von ihrem Gehalt. Chen Yan kaufte ein Handy. Sie verwahrte ihr Gehalt in der rechten Hosentasche, und meistens waren schon in der Mitte des Monats nur noch kleine Scheine übrig.

Am Morgen ist Chen Yans Vater früh zum Markt gefahren, um ein paar Hühner zu verkaufen. Die Mutter arbeitet auf dem Feld. Chen Yan wäscht die Wäsche, füttert die Hühner, lackiert ihre Fußnägel und zieht die hohen Schuhe an. Dann trifft sie eine Freundin, geht mit ihr ins Nachbardorf. Dort gibt es ein kleines Café, wo man frisch gepresste Säfte mit bunten Strohhalmen trinkt. "Dongguan", sagt sie, "ist gar nicht besser als unser Dorf. Es ist arm hier, ja, aber die Umwelt ist besser, und zu viele Fabriken sind nicht gut." In einer Woche sind die Ferien vorbei. Dann wird sie wieder nach Osten fahren, nach Dongguan zuerst - und dann? "Mal sehen", sagt sie, "vielleicht suche ich eine neue Arbeit." Mehr Abwechslung, mehr Geld. 800 Yuan, das wäre gut. Draußen vor dem Café fährt ein Bus vorbei. Mädchen, gestapelt in den Kojen, dösen an die Fenster gelehnt. Staub wirbelt durch die Luft.